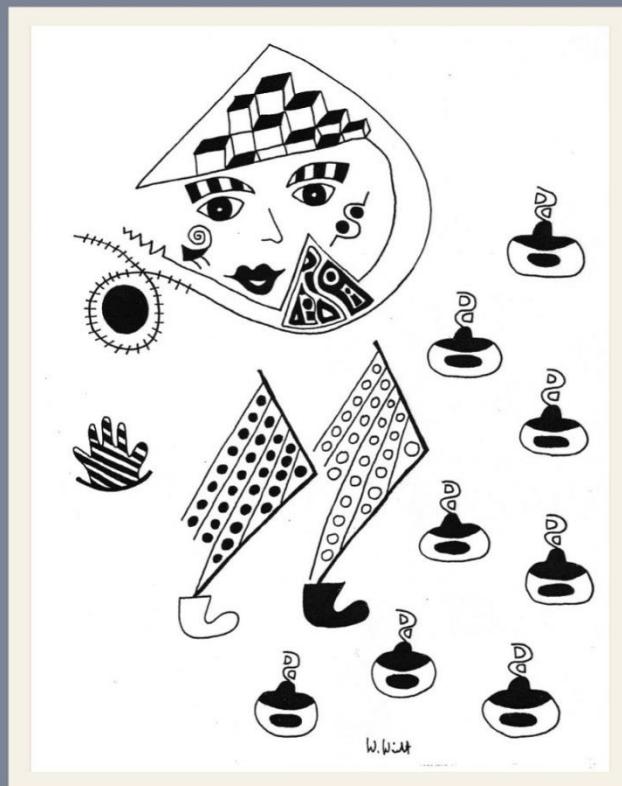


DIE CHINESISCHE MAUER

18 Geschichten aus der
Phantastik



Hanno Berg

DIE CHINESISCHE MAUER

18 Geschichten aus der Phantastik

Inhalt

Die Zaubertinte	7
Der Stellvertreter	18

Die Zaubertinte

I

Martin Korte war einundvierzig Jahre alt. Er war nach langer Krankheit vor einigen Jahren arbeitslos geworden und hatte sich seitdem erfolglos um eine neue Stelle bemüht. Immer wenn die Sprache auf seine Erkrankung gekommen war, hatten die potentiellen Arbeitgeber abgewinkt. Martin war unverheiratet und kinderlos. Nur sein älterer Bruder namens Viktor hatte sich um ihn gekümmert und ihm ab und zu mit größeren Summen unter die Arme gegriffen, denn Martin war arm, seit er keinen Job mehr hatte.

Aber vor nicht ganz zwei Monaten war dann Viktor durch einen Autounfall ums Leben gekommen, so dass Martin, dessen Eltern schon lange tot waren, nun niemanden mehr hatte. Er hatte zwar einige Tausend Euro von Viktor geerbt, doch es war absehbar, wann das Geld aufgebraucht sein würde, und dann musste er mit dem wenigen auskommen, was er vom Staat bekam.

Aber nicht allein dies war seine Sorge. Er hatte nämlich nicht nur keine Verwandten mehr, sondern auch keine Freunde. Diese hatten sich in der Zeit seines Elends von ihm losgesagt, da sie - wie es dem Zeitgeist entsprach – nur mit gutgelaunten Leuten in ihrer Freizeit Spaß haben wollten. Martin aber war

ganz und gar nicht mehr fröhlich und an Spaß interessiert, sondern seit dem Verlust seiner Stelle überwiegend melancholisch gestimmt und konnte sich auch die teuren Freizeitvergnügungen seiner ehemaligen Freunde nicht mehr leisten.

So lebte er nun vereinsamt und in Bitterkeit am Rande der Gesellschaft, und ein Ende seiner Pechsträhne war nicht in Sicht.

II

Es war Mittwoch, der achte Mai, und es schlug gerade zehn Uhr vormittags, als Martin im Park bei der Johanneskirche auf einer Bank saß und missgelaunt den Tauben zusah, die sich um ein halbes Brötchen zankten, das ein Passant dort weggeworfen hatte.

Es gab für ihn wirklich keine Chance mehr, wieder einen Arbeitsplatz zu bekommen. Seine Qualifikationen als Ingenieur waren zwar gut, und er hatte, während er arbeitete, auch immer an Fortbildungen teilgenommen, aber nun war der Zug für ihn wohl abgefahrene. Seit Jahren war er aus der Übung, und inzwischen auch zu alt. Die Firmen suchten junge und dynamische Leute, die gerade von der Uni kamen, aber sicher nicht solche Leute wie ihn.

Er warf einen Stein in Richtung der zankenden Tauben, so dass diese in die Höhe flogen. Dann richtete er seinen Blick zur Kirche hin, wo ein Wagen ge-

rade laut hupte. Auf dem Weg, der sich vom Kirchenportal zum kleinen Park erstreckte, in dem er saß, stand ein Mann, der ihm den Rücken zukehrte und die Kirche fotografierte.

»Sicher ein Tourist!«, dachte Martin.

Da aber drehte sich der Mann zu ihm um und Martin fiel fast von seiner Bank.

»Viktor!«, schoss es ihm durch den Kopf, denn der Fremde sah genauso aus, wie sein verstorbener Bruder.

Dann winkte ihm der Mann und machte sich auf den Weg zu ihm. Mit jedem Schritt jedoch, den er näher kam, sah Martin seine Gestalt verschwommener, am Ende nur noch schemenhaft. Als er endlich fast bei Martins Bank angekommen war, so dass dieser ihn hätte mit der Hand berühren können, war der Mann plötzlich ganz verschwunden.

Martin war verstört. Was war da nun wieder mit ihm geschehen? Hatte er wieder Halluzinationen, wie zu Beginn seiner langen Krankheit, die ihn damals den Job gekostet hatte?

Erst einige Minuten später war er wieder ganz bei sich. Aber was war das? In der Brusttasche seines Hemdes steckte ein Zettel, der sich zuvor nicht dort befunden hatte!

Mit zitternden Fingern zog Martin den Zettel hervor, faltete ihn auseinander und las:

Mein lieber Bruder,

*da ich nun nicht mehr unter den Lebenden weile und
Dir deshalb auch nicht mehr so helfen kann, wie frü-
her, will ich Dir nun einen Tipp geben. Wenn Du das
folgende Rätsel löst, hast Du vielleicht die Chance,
doch noch Dein Glück zu machen:*

*HO CFQ LKFHODO JJRUD, EHF CJQ EDS MPSBQ
ATTZNLFM NHU LFHODN FFKE ZMR EDJM
FQCD WNO CFHODN ASTEDS ZVRHDIZFMEHHS
IZU, HTS BTDG DHO FMZT LJS TBIVBQADS
SJMUD, EZT UPM VMTDSDN TSFSNTRWZUDS
RUZNLU. VFMO LBM NHU CJDTDS SJMUD
FHOD TDOCVMH ZO IFLBMEDO ZEQFRTHFQU,
RP RPKM HIM EHF RFMETOF FQSDJBIDO, ZVBI
VFMO DS RDGPM MZOFF SPS JRU.*

*Ich selbst habe den Zauber, den dieses Rätsel be-
schreibt, nie ausprobiert, denn es ging mir immer
gut. Dir aber kann er vielleicht irgendwie von Nut-
zen sein. Das jedenfalls wünsche ich Dir.*

*Auf Wiedersehen, Dein Dich liebender Bruder Vik-
tor.*

Das war ein Rätsel, das nicht so einfach zu lösen war. Martin dachte längere Zeit angestrengt über die zunächst sinnlos erscheinende Reihung von Buchstaben nach. Dann aber glitt ein Lächeln über sein Gesicht. Er hatte die Lösung gefunden. Die Buchstaben

waren Platzhalter für andere Buchstaben, aus denen sich Wörter ergaben. Für den jeweils ersten Buchstaben hatte Viktor den Buchstaben eingesetzt, der davor im Alphabet stand und für den jeweils zweiten Buchstaben den Buchstaben, der im Alphabet an der Stelle danach kam. Nach dem Z aber kam in Viktors Reihe das A, so dass vor dem A wiederum das Z stand. So ergab sich folgender Text:

In der kleinen Kiste, die Dir der Notar zusammen mit meinem Geld als Dein Erbe von Deinem Bruder ausgehändigt hat, ist auch ein Glas mit schwarzer Tinte, das von unserem Urgroßvater stammt. Wenn man mit dieser Tinte eine Sendung an jemanden adressiert, so soll ihn die Sendung erreichen, auch wenn er schon lange tot ist.

III

Völlig in seinen Gedanken gefangen ging Martin nach Hause. Ob Viktor über die Tinte die Wahrheit geschrieben hatte?

Als er zu Hause angekommen war, holte er die kleine Kiste seines Bruders aus dem Schrank. Darin befand sich tatsächlich ein kleines Gläschen voller schwarzer Tinte, zusammen mit einigen Stahlfedern. Er würde einmal ausprobieren, ob diese Tinte magische Kräfte hatte! Aber wie sollte er das tun?

Da kam ihm plötzlich eine Idee. Er hatte vor Jahren, als er noch arbeitete und noch nicht erkrankt war, eine Freundin namens Johanna gehabt. Sie war die Tochter eines Industriellen, der zig Millionen besaß. Der Vater torpedierte allerdings damals ihre Beziehung zu Martin, so dass sie sich schließlich von ihm abwandte. Heute war sie mit dem Prokuristen der Firma ihres Vaters verheiratet. Martin waren von damals nur einige Fotos von Johanna geblieben, darunter eines, worauf sie als Kind mit ihrer früh verstorbenen Mutter zu sehen war. Er konnte sich noch ganz genau daran erinnern, was Johanna ihm damals erzählt hatte: Ihr Vater sei über den Tod seiner Frau nie hinweg gekommen. Er habe sich oft ein Porträt seiner Frau von einem berühmten Maler gewünscht. Dafür, so hatte er seiner Tochter gesagt, würde er Millionen bezahlen. Die namhaften zeitgenössischen Künstler aber gefielen ihm nicht, und so ließ er seine Frau nicht von ihnen malen, auch wenn er es hätte bezahlen können. Seine Vorliebe galt van Gogh und dem Blauen Reiter.

Wie nun, wenn ...? Martin wagte nicht, diesen Gedanken zu Ende zu denken. Aber was konnte schon passieren? Er musste es einfach versuchen!

So machte er sich noch am selben Tag auf zur Universitätsbibliothek, um dort Bücher und Artikel über van Gogh auszuleihen.

IV

Als er wieder zu Hause war, wälzte er die Werke, die er in der Bibliothek bekommen hatte, und er fand tatsächlich heraus, wo van Gogh in jungen Jahren, als er gerade mit dem Malen anfing, gelebt hatte, sogar den Ort und die Straße.

Als er dies erfahren hatte, hob er zweitausend Euro seines Bruders von seinem Konto ab und kaufte dafür in der Stadt eine Perlenkette. Dann packte er ein Päckchen, in welches er einen Brief, das Foto von Johanna und ihrer Mutter, die Perlenkette und einen großen Rückumschlag mit seiner eigenen Adresse legte, die er mit der vermeintlichen Zaubertinte geschrieben hatte. Als er damit fertig war, schrieb er noch van Goghs Namen und damalige Adresse mit derselben Tinte auf das Päckchen und brachte es zur Post. Ob nun das geschehen würde, was er sich so sehr wünschte?

Vier Wochen später – Martin war seit Tagen ungeduldig zum Briefkasten hinabgestiegen – klingelte der Paketdienst an der Tür.

»Ein Paket für Sie! Bitte unterschreiben Sie hier!«

Martin unterschrieb, und der Bote händigte ihm das Paket mit seiner Adresse in seiner eigenen Handschrift aus, die er mit der Zaubertinte geschrieben hatte. Der Umschlag war von genau der Größe, wie sie ein gerahmtes Bild in kleinerem Format aufwies und fühlte sich von außen auch genauso an.

Ob ihm gelungen war, was er sich erhofft hatte? Hoffentlich war die Perlenkette Lohn genug gewesen!

Er öffnete eilig den Umschlag, und darin befand sich – ein gerahmtes Porträt der Mutter Johannas im Din-a-4- Format und im Stil Vincent van Goghs. Dabei lag ein Brief, in welchem sich der Künstler für den Auftrag und das gute Entgelt bedankte und sich wünschte, das Bild möge gefallen.

Martin war außer sich vor Freude. Dann aber brachte er das Bild zu einem der großen Museen der Stadt, um es von einem renommierten Kunstexperten, der dort angestellt war, auf seine Echtheit hinprüfen zu lassen. Zwei Wochen später hatte er Gewissheit. Das Bild war ein echter van Gogh. Der Experte hatte noch zwei Kollegen hinzugezogen, die beide dieses Urteil bestätigt hatten. Das Museum bot ihm drei Millionen für das Bild.

Martin aber suchte Johannas Vater auf und bot diesem das Bild zum Kauf an.

»Ich kann es gar nicht glauben, ein Porträt meiner lieben Frau aus der Hand des großen Meisters van Gogh in meinen Händen zu halten«, sagte Johannas Vater, nachdem Martin ihm das Bild zur Ansicht übergeben hatte. »Das kann doch gar nicht wahr sein! Es ist wie Zauberei! Ich möchte das Bild noch einmal von Professor Thiel prüfen lassen, der *die Koryphäe* in der Kunstszene der Stadt ist. Die Expertisen der anderen Kunstsachverständigen reichen mir

nicht aus!«

»Das können Sie gern tun«, sagte Martin. »Ich überlasse Ihnen das Porträt für drei Wochen. Dann komme ich zu Ihnen, und wir sprechen weiter über dieses Geschäft.«

Mit diesen Worten verabschiedete sich Martin und verließ das Haus. Johannas Vater aber tat, wie er gesagt hatte und ließ das Bildnis von Professor Thiel prüfen. Dieser aber bestätigte das Urteil der anderen Experten. So bot Johannas Vater Martin sechs Millionen für das Porträt, und Martin nahm sein Angebot an.

V

Es vergingen einige Jahre. Durch das Geld wurde für Martin ein ganz anderes Leben möglich. Er fand neue Freunde und am Ende sogar eine nette Frau, die er heiratete und mit der er zwei Söhne bekam. Sie lebten glücklich zusammen und nahmen am gesellschaftlichen Leben der Großstadt teil. Die Zaubertinte musste Martin zunächst nicht wieder benutzen.

Eines Tages aber, als Martin gerade die Morgenzeitung las, klingelte jemand an der Tür seiner Villa.

Martin öffnete. Draußen stand Johannas Vater und bat um Einlass. Nachdem Martin ihn hereingebeten und er auf dem Sofa im Salon Platz genommen hatte, kam er sofort zur Sache:

»Meine Tochter Johanna ist vor etwa einem Jahr

ermordet worden, Herr Korte. Der Mörder hat ihr die Kehle durchgeschnitten. Er ist bis heute nicht gefasst worden. Ihr Ehemann, mein Prokurst, war am Boden zerstört und hat sich von dem schlimmen Schock bis heute nicht ganz erholt.«

»Das ist ja furchtbar!«, sagte Martin, den die feige Tat nicht ganz unberührt ließ. »Aber was führt Sie denn nun ausgerechnet zu mir?«

»Ich wünsche mir zum Andenken an mein einziges Kind ihr Porträt aus der Hand van Goghs«, erwiderete Johannas Vater. »Ich habe gedacht, dass Sie, so wie Sie mir damals das Porträt meiner Frau beschafft haben, mir heute auch ein Bildnis Johannas vom großen Meister verschaffen könnten. Ich habe zwar nie begriffen, wie ein Toter nach seinem Tod noch ein Bild malen kann, aber Sie kennen ja wohl dieses Geheimnis. Deshalb komme ich zu Ihnen. Ich wäre auch bereit, für ein solches Bild von meiner Tochter noch einmal sechs Millionen zu bezahlen.«

Martin ließ sich von ihm ein neueres Foto von Johanna geben und sagte, er werde tun, was ihm möglich sei. Dann verließ Johannas Vater das Haus.

Am nächsten Tag kaufte Martin einen Diamantring im Wert von fünftausend Euro und packte – wie beim ersten Mal – wieder ein Päckchen an Vincent van Gogh, auf welches er mit der magischen Tinte die Adresse schrieb. Auch einen Rückumschlag mit seiner eigenen Adresse, geschrieben mit der Zaubertinte, legte er wieder bei. Als er fertig war, brachte er

das Päckchen zur Post.

Wieder vergingen einige Wochen. Dann aber erhielt Martin Johannas Porträt aus der Hand des großen Meisters mit der Post und brachte es sofort zu Johannas Vater. Nachdem dieser sich die Echtheit des Bildes von Experten hatte bestätigen lassen und den vereinbarten Preis bezahlt hatte, lud er Martin zu einer Feierstunde ein, in welcher er das Bild der Öffentlichkeit präsentieren wolle. Martin sagte sein Kommen zu.

Zwei Wochen später waren dann die Honoratioren der Stadt und der Universität sowie Geschäftsfreunde von Johannas Vater und Pressevertreter im Verwaltungsgebäude der Firma versammelt, wo man Johannas Porträt an einem Ehrenplatz aufgehängt hatte. Martin kam gerade rechtzeitig, um noch die Festrede von Professor Thiel zu hören, die mit großem Beifall bedacht wurde. Anschließend betrachteten die Anwesenden alle nacheinander das wunderschöne Bild, und die Pressevertreter schossen ihre Fotos.

Als die Feier fast zu Ende war, kam Johannas Mann im Verwaltungsgebäude der Firma an. Er hatte noch einen geschäftlichen Termin gehabt und deshalb nicht von Beginn an an der Feier teilnehmen können. Martin beobachtete, wie er sich vor dem Bild aufstellte, um es zu betrachten. Da aber geschah das Unfassbare. Es war, als werde der Johanna auf dem Bild von unsichtbarer Hand die Kehle durchgeschnitten, und plötzlich spritzte echtes Blut vom Hals

der Porträtierten auf den Anzug des Prokuren. Dieser schrie laut auf und brach dann völlig zusammen, während einige junge Zuschauerinnen in hysterisches Geschrei ausbrachen. Sekunden später stammelte Johannas Mann: »Ich habe sie umgebracht! Sie wollte mich verlassen und sich einen Jüngeren suchen. Das konnte ich doch nicht zulassen. Wenn ich sie nicht haben konnte, so sollte sie niemand bekommen. Jetzt aber holt sich ihre Seele ihren Tribut von mir.«

Johannas Mann brachte man schließlich in der gerichtlichen Psychiatrie unter, und er wurde nie wieder ganz gesund. Die Zaubertinte aber verschwand noch am selben Tag aus ihrem Gläschen, und es weiß wohl niemand, wo sie hingekommen ist.

Der Stellvertreter

I

Diese blöde Kuh! Samuel konnte sich kaum beruhigen. Nur, weil er ein Mann war, bekam er von ihr den Posten nicht, um den er sich nun seit längerer Zeit bemühte und für den er sicher besser geeignet war als jeder andere. Sie war einfach eine blöde Kuh, diese Stevens!

Samuel Koch war Doktor, hatte an der Goethe-Universität über Anna von Mecklenburg promoviert

und war vor fünf Jahren bei der Frankfurter Rundschau als Redakteur mit dem Ressort *Hessische Politik und Geschichte* eingestellt worden. Seine Chefin, Ruth Berg, ging im nächsten Monat in Rente, und er hatte gehofft, ihr Nachfolger zu werden. Aber die Leiterin der für Hessen zuständigen Abteilung, Franziska Stevens, ebenfalls Doktorin, wollte Ruth Bergs Stelle wieder mit einer Frau besetzen, um den Anteil der weiblichen leitenden Redakteurinnen bei ihrer Zeitung auf gleichem Niveau zu erhalten. Sie hatte deshalb so ein junges Ding vorgezogen, gerade sechzehn Jahre alt, das wesentlich geringere Qualifikationen vorzuweisen hatte als er. Dies hatte ihm diese alte Zicke gerade mitgeteilt, nicht ohne süffisant zu grinsen. Er wusste nicht, was ihn mehr auf die Palme brachte, dass sie ihm dieses Pipimädchen vorzog oder dass sie so großkotzig auftrat.

Aber er würde es nicht dabei belassen, nur ein wenig seinen Ärger über diese Dinge gezeigt zu haben, sondern er würde sich rächen. Wenn er sich nicht irrite, so hatte er gestern Abend, als er alte Unterlagen zu seiner Doktorarbeit sortierte, etwas entdeckt, was er dafür nutzen konnte. Er würde jetzt nach Hause fahren und sich den Brief noch einmal anschauen. Er war für heute sowieso in der Redaktion fertig und konnte Schluss machen. Die arrogante Stevens sollte nur aufpassen!

»Samuel, komm ins Bett! Es ist schon nach 1.00 Uhr.

Lass es für heute genug sein! Morgen ist auch noch ein Tag.«

Samuel Kochs Lebensgefährtin, Edda Stein, stand im Schlafanzug in der Tür seines Arbeitszimmers.

»Samuel, ich muss morgen zeitig raus. Sieh zu, dass wir noch ein bisschen Schlaf kriegen!«

»Ist okay, Edda. Ich komme gleich. Ich will nur noch dieses Schriftstück hier wegheften. Zwei Minuten!«

Mit diesen Worten nahm er die Kopie des Briefes, den er gerade zum dritten Mal gelesen hatte und heftete sie in einem Leitzordner ab. Dann löschte er das Schreibtischlicht und folgte Edda zum Schlafzimmer.

Am nächsten Morgen nach dem Frühstück machte Samuel sich auf den Weg in die Wiesen und Felder östlich seines Dorfes zu einem Morgenspaziergang, wie er es immer dann gerne tat, wenn er erst später zu arbeiten hatte. Es war ein wenig bedeckt, aber trocken, und er genoss die Ruhe und die Einsamkeit auf seinem Weg sehr. Nur ab und zu zogen einige Vögel über ihn hinweg, was ihn aber nicht weiter störte.

Bevor er durch die Wiesen beim Dorf wanderte, hatte er sich noch einmal die Kopie des Dokuments angesehen, die ihn am Abend zuvor so sehr in ihren Bann gezogen hatte. Sie gab ihm Auskunft über eine Möglichkeit, Franziska Stevens aus dem Weg zu räumen und so auf einen Schlag einen Haufen Probleme

weniger zu haben. Aber das Ganze war mit einer bösen Tat verbunden, und er fragte sich deshalb natürlich, ob es nicht besser sei, diese Chance nicht zu nutzen.

Sicher, das Utensil das er brauchte und dessen magische Eigenschaften das kopierte Dokument genau beschrieb, konnte er ohne große Probleme aus der Ausstellung über Anna von Mecklenburg, Mutter Philipps von Hessen, entwenden und in seinen Besitz bringen. Er hatte diese Ausstellung zusammen mit den Mitarbeitern des Lehrstuhls für Hessische Geschichte ins Leben gerufen – der Lehrstuhl initiierte öfter derartige Ausstellungen im Raum Frankfurt – und vor zwei Wochen auch geholfen, sie in einer alten Kirche und dem zugehörigen Gemeindehaus in einem Dorf nahe seiner Stadt aufzubauen. Er wusste deshalb, dass er dort ungehindert bekommen konnte, was er brauchte. Aber dies war nicht sein Problem. Schwierig war es für ihn stattdessen, dass er die Stevens auf diese Weise töten konnte, und solches konnte er eigentlich nicht mit seinem Gewissen vereinbaren. Oder etwa doch?

Er setzte sich auf eine Bank, die geschützt unter der Krone einer mächtigen Buche stand und grübelte vor sich hin.

Durfte man einem Menschen nach dem Leben trachten, nur wenn er einem bei der eigenen Karriere im Weg stand?

Seine Gedanken ließen sich momentan schwer

ordnen, und alle Ideen für und wider einen Mord an Franziska Stevens geisterten durcheinander durch seinen Kopf. Endlich aber überkam ihn eine gewisse Kälte, und er sagte sich, dass es richtig sei, wenn die alte Schabracke für ihre Untaten bestraft werde. Außerdem war die Tat, die zum Tode dieser überheblichen Egomanin führen würde, nicht seine eigene, sondern ein anderer würde es tun, ohne dass er selber sich die Hände schmutzig machen musste.

Ja, er würde das Ausstellungsdorf aufsuchen! Die Frage war nun für ihn nicht mehr, ob er die Alte töten lassen durfte, sondern ob das Utensil, das er dafür aus der Ausstellung entwenden würde, tatsächlich auch die magischen Kräfte hatte, die Anna von Mecklenburg ihm zusprach. Eigentlich glaubte er ja nicht so richtig an Magie, aber er hoffte dennoch, dass sie in diesem Fall wirken möge. Und wenn nicht, so hatte er es wenigstens versucht, was bekanntlich nie schadete. Alles weitere Grübeln half nichts. Er musste es jetzt einfach ausprobieren!

So stand er auf und wanderte eilig auf dem kürzesten Weg nach Hause zurück, um so bald wie möglich aufzubrechen. Der frühe Morgen war eindeutig die beste Zeit, um unbemerkt etwas aus der Ausstellung zu stehlen, denn zu dieser Zeit befanden sich dort erfahrungsgemäß noch keine Besucher.

Als er zu Hause ankam, stieg er direkt in seinen Wagen und fuhr los.

II

Ben Voskuhl saß auf dem Sofa und weinte. Er hatte gerade ein Volontariat bei der Frankfurter Rundschau absolviert, und Franziska Stevens, die währenddessen für ihn zuständig gewesen war, hatte ihm vor wenigen Tagen eröffnet, dass man ihn weder übernehmen werde, noch ihm ein gutes Zeugnis ausstellen könne. Seine Arbeit während seiner Ausbildungszeit sei dazu einfach zu brav und zu hausbacken gewesen. Samuel Koch hatte alles mitbekommen und den jungen Mann zu sich nach Hause zum Kaffee eingeladen. Er schien ihm genau der Richtige, um seinen perfiden Racheplan gegenüber Franziska Stevens in die Tat umzusetzen.

Nun saß der ehemalige Volontär auf Kochs Sofa und heulte Rotz und Wasser. Er kam sich unendlich klein und dumm vor und sah all seine Chancen verloren, als Redakteur bei einer Zeitung, dem Rundfunk oder gar beim Fernsehen angestellt zu werden. Wer einmal bei einer Zeitung wie der Frankfurter Rundschau so gefloppt hatte wie er, der hatte keine weitere Chance zu erwarten. Es war aus!

Samuel Koch hatte sich all diese Ausführungen des jungen Voskuhl angehört. Als dieser schließlich anfing, zu weinen, war die Gelegenheit so günstig, wie sie es nie wieder werden konnte. Deshalb klopfte er Voskuhl auf die Schulter und ergriff das Wort.

»Mein lieber Ben, es ist noch lange nicht alles für

Sie vorbei, bloß weil diese doofe Stevens Ihnen kein ordentliches Zeugnis ausstellen will. Leute, die wie Sie ein Volontariat bei einer so renommierten Zeitung wie der Rundschau absolviert haben, sind bei den anderen Zeitungen begehrt, ganz gleich, wie ihr Zeugnis aussieht.«

»Sind Sie sicher, Herr Koch?«, schluchzte Voskuhl.

»Ganz sicher, Ben!«, entgegnete Samuel Koch. »Es ist doch ganz offensichtlich, dass Ihr schlechtes Abschneiden einfach auf die Antipathie der Chefin Ihnen gegenüber zurückzuführen ist, und das müssen Sie bei einer Bewerbung deutlich machen. Außerdem ist es schon bemerkenswert, dass Sie überhaupt bei einer Zeitung wie der Rundschau genommen wurden und dort Ihr Volontariat auch durchgezogen haben. Viele andere Journalisten können eine solche Leistung nicht vorweisen, und zwar ihr ganzes Leben lang nicht.«

»Glauben Sie wirklich?«

»Aber klar! Kommen Sie einmal mit!«

Mit diesen Worten nahm Samuel Koch den jungen Mann an die Hand und zog ihn mit sich vor den Spiegel, der im Flur neben dem Wohnzimmer hing. Er stellte Ben vor den Spiegel, deutete auf sein Spiegelbild und fragte: »Was sehen Sie da, Ben?«

Der junge Voskuhl betrachtete sich im Spiegel und sah dann seinen Gastgeber fragend an.

»Nun, Ben, Sie sehen einen ausgesprochen fähigen jungen Mann, der gerade seine Ausbildung bei einer der wichtigsten Zeitungen des Landes und damit der ganzen Welt absolviert hat. Ich bin mir sicher, dass wir von diesem Mann noch einiges hören werden, ganz gleich, was Leute von ihm denken, die ihn nicht leiden können, wie zum Beispiel die Ziege Franziska Stevens. Schauen Sie sich an, Ben! Sie sehen einen jungen Mann, der es Leuten wie dieser Stevens zeigen wird, weil er den Kopf dafür besitzt. Glauben Sie mir, Sie sind besser, als diese Alte es je sein wird, und Sie stecken viele Leute in die Tasche!«

Ben Voskuhl nickte, und plötzlich wurde ihm ein wenig schwindelig. Er musste sich einen Augenblick lang taumelnd an der Garderobe neben dem Spiegel festhalten. Sekunden später war der Anfall vorbei, und Ben und sein Gastgeber gingen ins Wohnzimmer zurück, wo der junge Mann einen Moment schwieg. Der Spiegel im Flur war wohl ein Erbstück, das Samuel Kochs Familie seit Generationen besaß. Zumindest sah er so aus, als sei er bereits über hundert Jahre alt.

Endlich setzten die beiden noch eine Weile ihr Gespräch fort, bis Samuel Kochs Lebensgefährtin von der Arbeit nach Hause kam. Dann verabschiedete sich der Gast höflich von seinem Gastgeber und dessen Freundin. Er hatte sich schon lange wieder gefangen und konnte nun viel besser mit seinem beruf-

lichen Misserfolg umgehen. Draußen stieg er in seinen Kleinwagen, den er vor dem Haus geparkt hatte und fuhr davon.

III

Er hatte sie getötet! Ben Voskuhl wälzte sich im Bett herum und war außer sich. Er, der junge Mann, der eigentlich keinem anderen auch nur ein Haar krümmen konnte, hatte einen Menschen ermordet.

Schon zuvor war er nahezu daran zerbrochen, als er Franziska Stevens als sein Opfer auserkoren hatte. Er konnte in den Nächten vor der Tat kaum schlafen und betrunk sich am Abend vorher, so wie er sich noch nie zuvor betrunken hatte. Endlich war er am nächsten Morgen zum Bahnhofsviertel gefahren und hatte dort diesen verdammten Russen getroffen, der ihm für einen Fünfhunderter eine alte russische Armeewaffe überließ und für weitere zwei Hunderter die passende Munition dafür verkaufte.

Und dann? Gott, er hatte es dann tatsächlich getan. Er war zum Haus von Franziska Stevens gefahren und hatte ihr dort aufgelauert. Als sie um 19.00 Uhr abends kam, erschoss er sie mit drei gezielten Schüssen. Die Waffe entsorgte er danach im Main. Selbst wenn sie dort jemals gefunden würde, könnte dadurch keiner auf ihn als Täter kommen. Wenn man überhaupt herausfände, dass mit ihr ein Mord begangen worden war. Ben konnte nicht mehr auf

dieser Seite liegen und drehte sich erneut auf die andere Seite.

Eigentlich hatte er erwartet, man werde ihn verhören und als Verdächtigen betrachten, vielleicht sogar in Haft nehmen. Aber nichts dergleichen geschah. Leider!

Auf diese Weise hätte er wenigstens den Mord sühnen und seinen eigenen Schuldgefühlen und miesen Gedanken entkommen können. Aber die Polizei hatte ihn nicht einmal vernommen, und niemand von der Rundschau machte die Beamten auf ihn aufmerksam. Ganz im Gegenteil!

Hölter wurde sehr schnell Nachfolger von Frau Stevens und übergab Dr. Koch den Job von Ruth Berg. Samuel Koch wiederum bat Hölter, Ben zu übernehmen, da er ein vielversprechender Nachwuchsjournalist sei und es verdiene, weiter bei der Rundschau zu arbeiten. Sven Hölter, der Dr. Koch für eine Koryphäe auf seinem Gebiet hielt und viel auf sein Urteil gab, stellte Ben daraufhin fest als Redakteur ein, und fortan kam niemand mehr auf die Idee, ihn des Mordes zu verdächtigen. Den irdischen Gewalten war er also in diesem Fall ohne jedes Problem entkommen, aber wie sah es um seine Seele aus?

Ben wälzte sich erneut auf die andere Seite und seufzte laut. Er konnte seit Tagen nicht richtig schlafen. Er war ein Mörder! Er hatte das schlimmste Verbrechen begangen, das ein Mensch begehen konnte. Er setzte sich auf und nahm sein Gesicht in beide

Hände. Was nur sollte er machen? Sollte er den Mord gestehen? Würde er so zur Ruhe kommen?

Er schrie laut auf. Dann trommelte er mit den Fäusten auf seinem Bett herum. Nein, er würde nicht gestehen! Sein Gewissen würde sich aller Wahrscheinlichkeit nach auch dann nicht beruhigen. Er musste diese Phase durchstehen. Vielleicht hätte er es in einigen Wochen überstanden. Der Alkohol würde ihm dabei helfen. Wie so oft würde er helfen. Ganz sicher!

Er stand auf und ging in die Küche. Dort stand noch die Flasche Whiskey auf dem Tisch, die er gestern Abend zur Hälfte geleert hatte. Er nahm ein frisches Glas aus dem Wandschrank und füllte es zur Hälfte mit dem bernsteinfarbenen Getränk. Dann leerte er es in einem Zug. Es wurde schon besser. Er wiederholte noch zweimal, was er gerade getan hatte. Dann ging er ins Bad, um zu duschen.

IV

Er hatte noch einmal getötet! Er wusste nicht einmal genau, warum. Dennoch hatte er Sven Hölter vor zwei Tagen getötet. Er verspürte zuvor plötzlich einen starken Hass gegenüber dem neuen Leiter der Abteilung »Hessen«, obwohl ihm dieser eigentlich nie etwas getan hatte. Er plante die Tat genau wie beim ersten Mal, verschaffte sich eine nicht registrierte Waffe nebst Munition und tötete ihn. Nun war

er wieder völlig außer sich, und sein Gewissen ließ ihm keine Ruhe.

Ben Voskuhl flüchtete sich erneut in den Alkohol, wie er es schon nach seinem ersten Mord getan hatte und dachte lange darüber nach, ob er der Polizei nun die beiden Morde gestehen sollte, um endlich zur Ruhe kommen zu können. Wieder tat er es nicht, denn wie beim letzten Mal glaubte er daran, dass ihn ein Geständnis nicht von seinen Seelenqualen befreien konnte. Stattdessen trank er erneut einige Wochen lang sehr viel Alkohol und betäubte so sein Gewissen.

Die Polizei vernahm ihn diesmal nur als Zeugen am Rande und nahm ihn auch nicht in U-Haft, obwohl er damit fest gerechnet hatte. Stattdessen beförderte ihn Dr. Koch, der nun den Posten von Sven Hölter übernommen hatte, zum Chef des Ressorts *Hessische Politik und Geschichte*, und ein Ende seiner Karriere war gar nicht in Sicht, denn er war noch jung und hatte vieles noch vor sich.

Endlich beruhigte sich Bens Gewissen wieder, was er vor allem dem Alkohol zuschrieb, und er war fähig, den Alltag und seinen neuen Job zu meistern. Ein ganzes Jahr zog ins Land, und er lernte sogar eine junge Frau kennen, mit der er schließlich zusammenzog. Sie hieß Chantal Seeger, war Angestellte bei einer Krankenkasse und sehr hübsch. Sie vergötterte Ben und wünschte sich, dass sie so bald wie möglich heirateten. Außerdem wollte sie mehrere Kinder mit

ihm haben, was dem jungen Journalisten natürlich schmeichelte.

Aber auch diese positive Wendung in seinem Leben ließ Ben nicht wirklich glücklich werden. Statt dessen entwickelte er einen bösen Hass auf Dr. Stamm, den Mann, der seinem Chef, Samuel Koch, bei der Rundschau direkt übergeordnet war. Er konnte sich wieder nicht davon lösen und plante – wie schon zweimal zuvor – den Mord an Stamm, obwohl er es kaum aushalten konnte, darüber nachzudenken.

Wieder schlief er schlecht und begann mit dem Trinken, was nun natürlich seine Freundin Chantal bemerkte, sich aber ganz und gar nicht erklären konnte. Mehrfach stellte sie ihn zur Rede, aber Ben verriet ihr nicht, was ihn so aus der Bahn warf und plante weiter seinen Mord.

Schließlich war es soweit, und Ben fuhr erneut zum Frankfurter Bahnhofsviertel, um die Waffe und die Munition für seine Tat zu besorgen. Wieder kaufte er alles bei einem Russen und lauerte am Ende Dr. Stamm bei seinem Haus auf. Diesmal aber beobachtete ein Nachbar von Dr. Stamm die Tat und rief sofort die Polizei. Eine Streife, die sich in der Nähe aufhielt, nahm die Verfolgung des Täters auf. Auf der Flucht jedoch wurde Ben in einen Unfall mit einem Lastwagen verwickelt, der für ihn tödlich endete.

V

»Sind Sie Frau Chantal Seeger?«, fragte der Polizist, der gerade an Ben Voskuhls Wohnungstür geklingelt hatte.

An der Tür war neben Bens Namen auch der Name seiner Freundin angebracht.

»Polizei?«, fragte Chantal erstaunt. »Was ist passiert?«

»Polizeimeister Martens«, sagte der Polizist. »Ich nehme an, Sie sind die Lebensgefährtin von Herrn Voskuhl?«

»Ist was mit Ben? Los, sagen Sie schon, Herr Martens! Ist etwas Schlimmes geschehen?«

»Ihr Freund ist tödlich verunglückt. Er hatte einen Menschen umgebracht und war auf der Flucht vor der Polizei. Dann hatte er einen Unfall mit einem LKW ...!«

Chantal war fassungslos. Ihr Ben, ein Mörder? Und dann auf der Flucht vor der Polizei tödlich verunglückt? Das konnte doch nicht wahr sein. Nein, es musste sich um eine Verwechslung handeln!

Als sie endlich begriffen hatte, dass es sich nicht um eine Verwechslung handelte, liefen ihr die Tränen in Strömen über die Wangen. Der Polizist bot ihr an, den psychologischen Dienst zu informieren, aber sie lehnte ab.

Am nächsten Tag auf dem Präsidium gab sie dann zu Protokoll, dass sie von nichts gewusst habe, und

der ermittelnde Oberkommissar glaubte ihr und ließ sie unbehelligt nach Hause zurückkehren.

Chantal nahm eine Woche Urlaub und weinte sich währenddessen die Augen aus. Sie ließ Ben beerdigen, konnte während der Zeremonie auf dem Friedhof kaum stehen und musste sich schließlich setzen. Ben hatte seinen obersten Chef ermordet. Und dann war er geflüchtet und dabei verunglückt. Niemand konnte ihr erklären, warum er das getan hatte. Ihr gegenüber hatte er nichts, aber auch gar nichts gesagt. Es war einfach nicht zu fassen!

Als Chantal sich einige Zeit später wieder ein wenig gefasst hatte, klingelte das Festnetztelefon in ihrer Wohnung. Sie ging in den Flur und nahm den Hörer ab.

»Seeger!«

»Guten Tag, Frau Seeger!«, sprach eine angenehme Männerstimme. »Mein Name tut nichts zur Sache. Ich habe ein Schriftstück für Sie, das Ihnen Aufschluss darüber gibt, warum Ihr Lebensgefährte Dr. Stamm ermordet hat, und was Sie dazu tun können, den wirklich Schuldigen daran zu bestrafen.«

»Und was wollen Sie dafür haben? Geld habe ich nicht. Ich kann Sie also nicht bezahlen.«

»Mir geht es nur um die Gerechtigkeit, Frau Seeger. An Geld bin ich nicht interessiert. Ich werde Ihnen das Schriftstück umsonst geben.«

»Und wo kann ich Sie treffen?«

»Ich werde morgen Mittag um 12.00 Uhr im Zoo am Eingang des Löwengeheges stehen und eine Baseballkappe mit der Aufschrift »Frankfurt Skyliners« sowie einen dunkelblauen langen Mantel tragen. Ich halte eine Zeitung in der Hand. Seien Sie pünktlich!«

Mit diesen Worten legte der geheimnisvolle Fremde den Hörer auf. Chantal war neugierig geworden. Ein Schriftstück, das erklärte, warum Ben gemordet hatte und den wahren Schuldigen überführte. Also war Ben nicht wirklich schuldig. Sie hatte es doch geahnt! Das musste sie unbedingt lesen. Sie würde morgen Mittag pünktlich am Löwengehege sein.

VI

Chantal Seeger traf den Fremden am nächsten Tag zur vereinbarten Zeit am Löwengehege des Frankfurter Zoos. Er war gekleidet, wie er es am Telefon angekündigt hatte. Außerdem trug er einen dunklen Vollbart und eine Sonnenbrille. In der Hand hatte er eine Zeitung. Als sie ihn ansprach, gab er ihr einen weißen Din- a- 4- Umschlag in die Hand. Dann ging er eilig fort, nicht ohne ihr zu sagen, dass sie ihm nicht folgen sollte.

Als er gegangen war, öffnete Chantal den Umschlag. Drinnen befanden sich einige ebenso große Seiten, die mit einer gängigen Computerschrift bedruckt waren. Obwohl sie sehr neugierig war, fuhr sie

zunächst mit dem Bus nach Hause. Erst, als sie auf ihrer Couch saß, nahm sie die bedruckten Seiten wieder zur Hand. Sie konnte dort das Folgende lesen:

Liebe Chantal,

Ihr Lebensgefährte, Ben Voskuhl, hat nicht nur einen, sondern insgesamt sogar drei Menschen ermordet. Die beiden anderen Morde wurden nie aufgeklärt, und bis heute weiß niemand, dass er sie begangen hat.

Alle drei Opfer arbeiteten bei derselben Zeitung, bei der auch er angestellt war. Sie mussten sterben, weil sie seinem Vorgesetzten, Samuel Koch, im Weg standen. Ja, Sie haben richtig gehört! Die Opfer standen Dr. Koch bei seiner Karriere im Weg, und Ihr Freund Ben hat sie getötet.

Nun möchten Sie sicher wissen, warum er dies tat. Der Grund für diese Taten war der, dass Samuel Koch ihn vor den magischen Spiegel stellte, der einst der Fürstin Anna von Mecklenburg gehörte und den er aus einer Ausstellung entwendete, die er selbst mit aufgebaut hatte. Mit diesem Spiegel hat es folgende Bewandtnis: Der erste Mensch, der sich vor ihn stellt, wenn er einen neuen Besitzer bekommen hat, verliert seine böse Seite an ihn. Der Zweite, der danach vor ihm steht, bekommt dann diese böse Seite des Ersten und tötet fortan all seine Feinde, ganz gleich, wie er selber zu ihnen steht.

Dies ist also der Grund für Bens Morde, und Sie wissen nun, dass ihn daran eigentlich keinerlei Schuld trifft ...

Chantal musste gähnen, nicht, weil sie der Inhalt des Briefes langweilte, sondern, weil sie beim Lesen immer müder wurde, ohne dass es dafür einen erkennbaren Grund gab. Es war nämlich erst früher Nachmittag, und sie hatte in der vergangenen Nacht gut und lange geschlafen. Sie las weiter:

... Nun wollen Sie sicherlich wissen, wie Sie den wahrhaft Schuldigen an den Morden, nämlich Dr. Samuel Koch, bestrafen können. Das will ich Ihnen nun verraten. Sie haben wohl schon bemerkt, dass Sie gerade mehr und mehr die Müdigkeit übermannt, liebe Chantal. In wenigen Augenblicken werden Sie einschlafen. Dann werden Sie jemanden treffen, von dem Sie sich umarmen lassen müssen. Schlafen Sie gut, und träumen Sie schön!

Als Chantal Seeger den Brief bis zu diesem Ende gelesen hatte, schließt sie wirklich auf der Stelle ein. Das Papier entglitt ihren Händen, sie schloss die Augen und war im Nu im Reich der Träume angelangt.

Wen aber würde sie im Traum treffen, von dem sie sich umarmen lassen musste?

VII

Im Traum kam Chantal in ein Land, in dem sich Wiesen und Felsen befanden. Die Felsen warfen lange Schatten, und die Wiesen sahen nicht etwa grün aus, sondern hatten vielmehr eine graubraune, fast schwarze Farbe. Der Himmel war wolkenverhangen, und die ganze Landschaft, die sich bis zum Horizont ausdehnte, war grau und trist, ohne einen einzigen Farbtupfer.

Zunächst traf Chantal in dieser Landschaft keinen Menschen, bis sie weiterging und einige Gestalten sah, die traurig die Köpfe hängen ließen und ebenfalls Grau in Grau daherkamen.

»Was mag es mit diesem Schattenreich auf sich haben?«, dachte sie und begann, sich nach einem Lichtstrahl oder einem Farbklecks in all diesen schattigen, dunklen Gebilden zu sehnen. Sie überlegte schon, wie sie auf dem schnellsten Weg wieder in ihre Heimat gelangen könne, in das bunte und oft auch sehr fröhliche Frankfurt, als eine Gestalt auf sie zu kam, die sie zu kennen glaubte.

»Ben, bist du das? Wie kommst du hierher, und wo sind wir hier? Lebst du, oder treffe ich deinen Geist an diesem furchtbaren Ort?«

Die graue Gestalt mit Bens Gesicht schaute sie traurig an und seufzte laut. Dann sagte sie: »Chantal? Bist du es wirklich? Ach, wärst du doch nie hergekommen!«

»Ben, du bist es tatsächlich! Sag doch, wo sind wir hier, und wie geht es dir?«

»Wir sind hier im Reich der Toten«, erwiderte Ben traurig. »Hierher gelangt jeder, der auf Erden gestorben ist. Aber nur die, die in der Welt der Menschen etwas verbrochen haben, müssen hier herumziehen bis zum jüngsten Gericht, es sei denn, sie können ihre Angelegenheiten in Ordnung bringen. Sag mir, Chantal, wie kommst du hierher? Hast du in der Welt der Menschen ebenfalls ein Verbrechen begangen?«

»Nein, mein Schatz!«, antwortete Chantal. »Ich habe keine böse Tat begangen. Das Letzte, an das ich mich erinnere, war, dass ich zu Hause auf der Couch saß und einen Brief über dich und die Morde gelesen habe. Darin stand auch, dass du gar nicht die Schuld an diesen Taten trägst. Vielmehr hat dich dein Chef, Dr. Koch, ausgenutzt. Er ist der eigentlich Schuldige und hat von deinen Taten profitiert. Dann stand in diesem Brief noch, dass ich einschlafen und im Traum jemandem begegnen würde, der mich umarmen müsste, und nun bin ich hier.«

»Schatz, ich glaube, dass dies meine Chance ist, meine Angelegenheiten in der Welt der Lebenden zu ordnen«, sagte Ben, nun schon sichtlich weniger traurig. »Ich muss dich umarmen, und dann kann ich auf der Erde Dr. Koch bestrafen, wie ich es mir wünsche, seit ich hier bin. Ich wusste seit dieser Zeit ebenfalls, dass er die Schuld an meinen Taten trägt,

und dass ich gar nicht anders konnte, als seine Feinde aus dem Weg zu räumen. Komm her, Chantal, lass dich in die Arme nehmen, wie es dein Brief verlangt hat!«

»Ja!«, sagte Chantal und nickte ihrem Ben zu.

Dieser aber trat vor sie hin und schloss sie stürmisch in die Arme.

VIII

Bens Geist wurde vom Geist Chantals aufgenommen und in ihren Körper transferiert, der noch immer auf der Couch in ihrem Wohnzimmer schlief. Dort verließ er sie wieder und manifestierte sich in ihren Armen zum Körper Bens, der nun an diesem Ort erwachte. Er setzte sich auf und reckte und streckte sich, während Chantals Körper auf der Couch weiter schlief.

Ben ging nun in den Flur, der noch immer genauso eingerichtet war, wie zu der Zeit, als er noch zusammen mit seiner Lebensgefährtin in dieser Wohnung gelebt hatte. Er stellte sich vor den Spiegel im Flur und sah sich darin an. Gut! Er sah so aus, wie er immer ausgesehen hatte, nur dass er nun einen dunklen Vollbart trug. Auf einer Kommode lag eine Sonnenbrille, die er sofort aufsetzte. An der Garderobe hing eine Baseballkappe mit der Aufschrift »Frankfurt Skyliners« und ein dunkelblauer langer Mantel. Ben setzte die Kappe auf und zog den Mantel an. Nun

würde ihn gewiss niemand auf der Straße erkennen, auch wenn er sich ziemlich sicher war, dass ihn auch so niemand erkannt hätte.

Er steckte Chantals Schlüssel in die Tasche und verließ die Wohnung. Draußen setzte er sich in den Wagen – Chantal fuhr noch immer den Wagen, den sie gefahren hatte, als sie noch zusammen gewesen waren – und ließ den Motor an. Jetzt würde er es Samuel Koch zeigen!

Ben fuhr zu Dr. Kochs Reihenhaus in Hattersheim hinaus, das sich dieser von ererbtem Geld vor etwa zweieinhalb Jahren gekauft hatte. Als er dort angekommen war, parkte er in einer Seitengasse unweit des Hauses und ging die letzten Meter zu Fuß.

Er hatte Glück! Kochs Wagen stand in der Einfahrt. Er war also zu Hause. Ben klingelte an der Haustür. Zunächst rührte sich nichts. Dann aber kam der Hausherr die Treppe herunter und öffnete.

»Guten Tag, Herr Koch, ist Ihre Frau zu Hause?«, fragte Ben, der sich vergewissern wollte, dass Koch alleine war und dass Edda, die er inzwischen geheiratet hatte, außer Haus weilte.

»Sie ist leider nicht da«, gab Koch zur Antwort, der Ben in seinem Aufzug nicht erkannte und auch seine Stimme nicht einzuordnen wusste, obwohl er meinte, sie schon einmal gehört zu haben. »Ich muss Sie leider enttäuschen. Kann ich ihr etwas ausrichten?«

»Nein, Herr Koch, das können Sie nicht, denn ich

wollte gar nicht zu Ihrer Frau, sondern zu Ihnen.«

Samuel Koch stutzte. Diese Stimme kannte er. War das etwa ...? Aber das konnte doch nicht sein. Ben Voskuhl war tot! Es musste sich um jemand anders handeln.

»Und ... was wollen ... Sie ... von mir?«, stammelte er dann.

»Mein lieber Dr. Koch, erkennen Sie mich denn nicht?«, fragte Ben lächelnd.

Dann nahm er Sonnenbrille und Baseballkappe ab und sagte: »Ich bin es doch, der gute Ben Voskuhl, Ihr treuer Mitarbeiter!«

»Ich dachte ... Sie wären ... tot ..., Ben«, stammelte Koch weiter. »Wie ... können Sie ... denn ... hier sein?«

»Ach wissen Sie, uns ist im Jenseits so einiges möglich, Herr Koch«, erwiderte Ben in scharfem Ton. »Wollen Sie denn gar nicht wissen, warum ich hier bin?«

»Doch!«, entfuhr es Koch, und der Schweiß perlte von seiner Stirn.

»Dann will ich es Ihnen sagen«, sagte Ben bestimmt. »Ich weiß nun, dass Sie dafür verantwortlich sind, dass ich die drei Morde begangen habe. Sie haben mich nämlich vor den magischen Spiegel der Anna von Mecklenburg gestellt, der Ihre böse Seite an mich abgab, die Sie dort hinterlassen hatten. Sie haben von meinen Taten profitiert und eine große

Karriere gemacht. Ich selbst aber hatte davon furchtbare Gewissensbisse und endlich sogar den Tod. Und all das ist sicher nicht ganz gerecht verteilt, oder was denken Sie?«

Samuel Koch war außer sich. Voskuhl wusste alles, und er war gekommen, um ihn zu töten und Rache zu nehmen für alles, was er ihm angetan hatte.

Er drehte sich um und lief in den hinteren Teil des Hauses, um durch die Terrassentür in den Garten zu gelangen und von dort zu fliehen.

Ben aber rief ihm zu: »Sie werden nicht fliehen können, Dr. Koch. Sie werden in diesem Haus bleiben, bis Sie einmal sterben, und niemand wird zu Ihnen hereinkommen können, auch Ihre Frau nicht. Dies ist die Strafe für Ihre Taten. Und weil die Polizei niemals glauben kann, was wirklich geschehen ist, werden Sie nun auf diese Weise lebenslänglich eingesperrt.«

Mit diesen Worten schloss Ben Voskuhl die Haustür von außen, ging zurück zu Chantals Wagen, stieg ein und fuhr dann zu ihrer Wohnung zurück. Dort angekommen legte er sich wieder zu ihr auf die Couch, gab ihr einen Kuss auf die Stirn und nahm sie dann in die Arme. Während ihr Körper weiterschlief, schlüpfte er durch ihn hindurch wieder in die Schattenwelt. Sein Körper war in Nu wieder von der Erde verschwunden, und es blieb nichts, rein gar nichts von ihm zurück.

IX

Samuel Koch hörte, dass Ben sein Haus wieder verließ und blieb atemlos vor seiner Terrassentür stehen. Dieser Idiot! Was hatte er gesagt? Er werde für immer in seinem Haus gefangen sein und niemand könne zu ihm gelangen? So etwas war sicher unmöglich, oder?

Er ging zur Haustür, um sich zu beweisen, dass der Geist des jungen Voskuhl, denn nur darum konnte es sich gehandelt haben, gelogen hatte. Er öffnete die Tür und trat ins Freie. Na also, er konnte das Haus doch verlassen!

Im selben Moment aber befand er sich wieder drinnen vor der geschlossenen Tür. Er wunderte sich sehr und versuchte ein zweites Mal, das Haus auf diesem Weg zu verlassen. Wieder geschah dasselbe, wie zuvor. Nachdem er das Ganze ein drittes Mal ohne Erfolg probiert hatte, versuchte er, durch die Terrassentür in den Garten zu gelangen. Er öffnete sie und ging hindurch. Kaum stand er jedoch auf der anderen Seite, da befand er sich wieder drinnen im selben Raum vor der verschlossenen Terrassentür. Was war geschehen? War er am Ende tatsächlich in seinem eigenen Haus gefangen?

Die Fenster! Vielleicht konnte er durch ein Fenster entkommen. Er öffnete ein Fenster zum Garten und stieg hindurch. Als er jedoch im Garten mit den Füßen den Boden berührte, befand er sich sofort wieder

in dem Raum des Hauses, den er gerade verlassen hatte, vor dem nun erneut verschlossenen Fenster.

Nein! Er kauerte wie ein Häufchen Elend vor dem Fenster am Boden und schüttelte den Kopf. Er war tatsächlich ein Gefangener in seinem eigenen Haus, wie es Ben Voskuhl gesagt hatte.

Am späten Nachmittag kam schließlich seine Frau zurück und versuchte, durch die Haustür ins Haus zu gelangen. Kaum hatte sie jedoch die Tür aufgeschlossen und war in den Hausflur getreten, da stand sie auch schon wieder draußen vor der verschlossenen Haustür. Sie versuchte es über die Terrasse. Ihr Mann öffnete ihr die Tür, aber das Ergebnis war daselbe. Ebenso war es bei den Fenstern. Koch erklärte ihr verzweifelt, dass er das Haus nicht verlassen konnte und nicht begriff, auf welche Weise so etwas mit ihm geschah und wie er dies um Himmels willen ändern konnte. Wieder war er wie am Boden zerstört.

Seine Frau holte schließlich die Polizei. Diese versuchte, die Tür aufzubrechen. Der Erfolg war derselbe. Die Beamten überlegten, durch eine kleine und kontrollierte Sprengung in der Hauswand oder im Dach eine Öffnung zu schaffen, durch welche der Hausherr entkommen konnte. Aber auch dies misslang. Wand und Dach blieben unversehrt. Der Versuch, mit einem Bagger ein Loch in die Außenwand zu brechen, blieb ebenfalls erfolglos. Die Wand gab keinen Zentimeter nach.

Erst sechs Wochen später, als sie es noch einmal

versuchte, gelang es Edda Koch, die Haustür zu öffnen, ins Haus zu gelangen und sich darin zu bewegen. Als sie die Badezimmertür öffnete, fand sie dort ihren Mann. Er lag in seinem Blut in der Badewanne, hatte sich die Pulsadern aufgeschnitten und war offensichtlich schon länger tot.

Chantal Seeger wachte Sekunden, nachdem Ben durch ihren Körper hindurch in die Schattenwelt zurückgekehrt war, auf ihrer Couch im Wohnzimmer auf. Sie konnte sich an nichts erinnern, weder an ihr Treffen im Zoo und den Brief, den sie gelesen hatte, noch daran, dass sie Ben im Schattenland getroffen hatte und wie er durch sie für einige Zeit in die Welt der Menschen zurückkehrte. Es dauerte längere Zeit, dann hatte sie Ben und die schrecklichen Umstände seines Todes aus ihrem Gedächtnis verdrängt. Von Samuel Kochs Tod erfuhr sie aus der Zeitung, in welcher aber nichts darüber geschrieben stand, warum er sich das Leben genommen hatte.

Ende der Leseprobe